

del war auch in Deutschland stärker auf Spekulation gestellt als früher; um sich oben zu halten, bedurfte es schneller Entschlüsse, raschen Zugreifens. Den Ravensburgern aber war der Wagemut, der Ausdehnungsdrang und der Wille zur Marktbeherrschung abhanden gekommen; schroffere Spielarten des Kapitalismus drängten den ihren zurück, der sich zurückhaltender gebärdete und sich maßvollere Ziele steckte. Verträge wie sie die anderen Unternehmer mit den Fürsten abschlossen, um die Bergwerke oder ihre Ausbeute und Erträge an sich zu reißen, waren der Gesellschaft, die sich in den Geleisen des soliden Warenhandels bewegte, nicht geläufig. Am Edelmetallhandel nahmen sie nur im bescheidensten Umfang und nur gelegentlich teil, und während andere den Bergsegen auffingen, gingen sie dabei leer aus. Dem reinen Geldgeschäft, wie es die Handelshäuser von Siena und Florenz nebenbei oder gar als Hauptsache betrieben, hielten die Oberschwaben sich fern; die Ravensburgische hat kein Geld auf Zins verliehen, und wenn es der Fall war, dürfte es die Ausnahme gewesen sein. Grundsätzlich trieben sie kein Kreditgeschäft; auch wäre die Stadt Ravensburg nach ihrer Lage schwerlich der richtige Ort dafür gewesen. In allem das Gegenteil von Sinnesart und Gebaren, denen die großen Augsburger Geschäfts-

leute huldigten; sie streckten den Fürsten beträchtliche Darlehen vor gegen die Verpfändung bergbaulicher Einnahmen und anderer Einkünfte und wurden dabei ungeheuer reich. Die Ravensburger aber, die nicht so taten, ermangelten damit der Anlehnung an ein mächtiges Fürstenhaus und verstopften sich mit dieser Zurückhaltung Einflußquellen, wie sie den Fuggern offenlagen.

Es war ein Stück Mittelalter, das 1530 mit der Gesellschaft von der Bildfläche verschwand, freilich auch eine der großartigsten Verkörperungen deutscher Kaufmannschaft in unserer Geschichte überhaupt.

Grundlegend als Quellenedition und darstellende Verarbeitung ist *Aloys Schulte*, Geschichte der großen Ravensburger Handelsgesellschaft (1380–1530) 1923. Drei Bände.

*Otto Rombach* hat den Gegenstand in einem sehr lebensvollen und milieutreuen kulturhistorischen Roman unter dem Titel „Der junge Herr Alexius“ behandelt.

*Willy Andreas*, „Deutschland vor der Reformation. Eine Zeitenwende“ (1932, 5. Auflage 1948) ordnet die Ravensburger Gesellschaft in die allgemeine volksgeschichtliche und in die deutsche Wirtschaftsentwicklung des ausgehenden Mittelalters und der beginnenden Neuzeit ein.

## Gegenwart und Urzeit im Lonetal bei Ulm

Von *Robert Wetzel*

Vor einiger Zeit war in den Zeitungen zu lesen, das Lonetal sei unter die württembergischen Naturschutzgebiete aufgenommen. Ein alter Wunsch der Freunde dieses eigenartigen Albtals ist damit erfüllt, und sie alle, Wanderer wie Urgeschichtler, haben unserem Naturschützer *Hans Schwenkel* dafür zu danken, daß wieder eine schöne schwäbische Landschaft auf absehbare Zeit von aller technischen Verwüstung ausgenommen bleiben soll.

Auch viele Schwaben kennen vom Lonetal kaum mehr als die Namen Urspring und Lonsee abwärts Amstetten an der Ulmer Bahn, und allenfalls das Bild des oberen Tales vom flüchtigen Vorüberfahren. Die Lone entspringt in Urspring aus einem Topf, zu Füßen eines eiszeitlich bewohnten Felsens im Westen, eines Römerkastells im Osten. Bei Wester-

stetten verläßt die Bahn ulmwärts das Tal, das dort aus seinem Südostverlauf nach Osten biegt, um von Breitlingen an in ost-nordöstlicher Richtung durch die Ulmer und die Heidenheimer Alb zur Mündung der Lone in die Hürbe und mit ihr in die Brenz zu ziehen. Auffallend am Lonetal bleibt schon sein Längslauf durch die Alb. Merkwürdig ist die Versickerung des Baches fast über die ganze Hauptstrecke von Breitlingen bis zum Dorf Lontal; nur ab und zu für Tage und selten über Monate läuft „der Loatl“ im ganzen Tal – ein Ereignis für die Umgegend, wenn auch nicht immer genau in Übereinstimmung mit der alten Meinung, das Fließen der Lone bedeute Krieg<sup>1</sup>. Eigenartig ist die Landschaft des Lonetales. Seine Hänge sind meistens weder steil noch tief geschnitten, und mit der wilden Schönheit des Donautales kann das Lonetal sich nirgends messen. Wohl ragen auch hier die hellgrauen Felsen des weißen Jura Epsilon in manchmal imposanten Formen aus den Wäldern der Talhänge – so auch

<sup>1</sup> Zur Zeit fließt die Lone nicht ...



Der Stadel (1935), die bekannteste der „offenen“ Lonetalhöhlen

die altbekannten Höhlenfelsen des Fohlenhauses, des Bocksteins und des Hohlensteins. Die eigentliche Schönheit des Lonetals liegt aber nicht so sehr in diesen romantischeren Bildern, als vielmehr in der milden Stille seiner Formen und seines Lebens.

Das Lonetal liegt außerhalb fast allen Verkehrs. Mit Ausnahme des volkskundlich bemerkenswerten Hungerbrunnentales<sup>2</sup> steht es mit der nahen Hochfläche nur durch kurze, trockene Seitentälchen in Verbindung. Die Landstraße von Ulm nach Heidenheim schneidet an seiner flauesten Stelle durch das Tal, das sonst nur von einigen örtlichen Querverbindungen gekreuzt wird. Wo nicht gerade Holz zu hauen oder einmal der Fuchs zu jagen ist, liegt der Talgrund – über die ganze Trockenstrecke heute ohne Siedlung – friedlich einsam, bis auf die wenigen Tage im Juni und August, an denen das Heu und Ohmd seines lang geschwungenen Wiesenbandes von den hereinbrechenden Völkerscharen der umliegenden Dörfer mit viel fröhlichem Getöse geerntet wird. Während wacholderbestandene Schafweiden und auch Felder den oberen Talabschnitt umrahmen, sind fast alle Hänge der Nordoststrecke und ihrer Seitentälchen mit Wäldern bekleidet, die sich stellenweise in große Forsten fortsetzen, das Englenghai, den Ballenhardt, den Sparrenwald. Nicht wenige dieser Wälder sind auch hier im Lauf der letzten 80 Jahre zu ungunsten Fichtenäckern umkultiviert. Viele aber haben noch schöne Bestände an Eichen und Buchen, Birken und Linden – der Boden der Südhänge blau von Leberblümlein, am Nord-

hang weiß von Schneeglöckchen, in den kahlen Lücken Küchenschelle und Akeley, und Eisenhut und Türkenbund im Hochwaldschatten. Was immer heut an Wild noch lebt auf unsrer Alb, fühlt sich hier wohl – Wildschwein und Rehe rudelweise, die Füchse und die Dächse, die mit den Eulen alle Spalten im Gefels besiedeln und als die letzten, harmlosen Bewohner lang verschütteter Höhlen uns den Weg zu ihrem Eingang weisen. Hier lebt die Eidechse und der Hirschkäfer, der Apollo und der Trauermantel. Reiher und Milane streichen durch den Grund, und die Feder, die der Lontaler am hohen Strohhut trägt, verliert der Bussard, wenn er mit ganzen Scharen seinesgleichen hoch über dem Tale schwebt, sein heller Schrei der einzige Laut in der Stille eines ganzen langen Sommertages.

Aber das heut so stille Tal hat seine Geschichte, und seit bald 90 Jahren ist die Wissenschaft am Werk, ihre Spuren aus tiefer Verschüttung auszugraben, zu bergen und zu deuten. Die Bemühung der Forscher gilt dabei in erster Linie den Höhlen, in deren Schuttschichten und Lehmen die Hinterlassenschaft vergangener Jahrtausende am sichersten bewahrt geblieben ist. Es ist bezeichnend für die Geschichte der Erforschung des Lonetals, daß gleich die erste große Grabung (*Oskar Fraas* 1862) nicht eine alte, offene Höhle angeschnitten hat, sondern die Bärenhöhle des Hohlensteins, deren versteckten Eingang der Fuchs dem Förster verraten hatte. Neben ganzen Wagenladungen von Höhlenbärenknochen sind dabei zum erstenmal auch Kulturgegenstände der Steinzeiten und früherer Metallzeiten gefunden und leider noch zu wenig beachtet worden. Später wurden auch offene Höhlen des Tales ausgegraben, so das Fohlenhaus und, sorgfältig und ergiebig, die Bocksteinhöhle (*Oberförster Bürger* 1883). Die größte der offenen Höhlen allerdings, der Stadel im Hohlenstein, hielt seine Schätze vor den vielfachen Probegrabungen der Jahre 1883–1935 im Schutz der früher wohlbekanntem Eingangsmauer verborgen, die die Ulmer um 1550 bauten, um Raubgesindel aus der Höhle fernzuhalten. Den Anstoß für die Wiederaufnahme der Lonetalforschung gab die Ausgrabung der Vogelherdhöhle (*Riek* 1931). Die Entdeckung dieser berühmten Fundstelle setzte die Tradition der Bärenhöhle fort; ein Außenseiter (Reichsbahnoberssekretär *Mohn* 1931) wurde durch die sorgsame Beobachtung eines Dachsbauens zu der Vermutung einer verschütteten Höhle geführt. In den folgenden Jahren ist auf diesem, nachgerade lontaltypischen Wege über ein halbes Dutzend kleinerer Höhlen entdeckt und aus manchmal doppelttiefer

<sup>2</sup> Siehe „Schwäbische Heimat“, 1950, Heft 3.

Verschüttung freigelegt worden (*Wetzel mit Anton Bamberger* aus Stetten ob Lontal 1932–1939); die besten Funde ergab die Bocksteinschmiede neben der alten Bocksteinhöhle. Endlich mußte auch der Stadel im Rahmen einer systematischen Durchforschung des Tales seine Schichten zu ersten, bedeutungsvollen Funden freigeben (*Wetzel und Völzing* 1936–1939). Nur der Ausbruch des Krieges konnte die urgeschichtliche Erforschung des Lonetales auf dem sicheren Weg zu weiteren, wesentlichen Ergebnissen anhalten. Ein Überblick über das bisher Bekannte gibt gleichwohl auch heute schon ein eindrucksvolles Bild der großen Zeiten, die unser Tal, jetzt so verlassen, einst erlebte. Wer zur Eiszeit, vor zwanzig-, fünfzig-, ja hundert- und mehr als hunderttausend Jahren durch Europa hätte reisen und sich bilden wollen an einigen Brennpunkten internationaler Hochkultur, der hätte etliche Gegenden in Spanien und Frankreich, in Mähren – und in Deutschland das Lonetal besuchen müssen. In keiner Kälteperiode des Eiszeitalters war es von den Alpengletschern und ihren Moränen erreicht. Wertvolles Werkzeugmaterial alpiner Donaugerölle und weißjurasischer Kieselknollenfelder fand sich in der Nähe. Mit seiner damals reichlich fließenden Lone zog das Tal durch ein wasserarmes Steppenland, dessen Großwildherden, Wildrinder, Pferde und Rentiere, Mammut und Nashorn, sich Nacht für Nacht durch irgend ein „Täle“ zur Tränke ins Tal verzogen haben mögen. Die vielen Höhlen dort boten Unterschlupf für alles Lebendige, das täglich seinen Zins vom Großwild nahm – für die Löwen und die Bären, die Wölfe und Hyänen, und für den Menschen. Der Mensch der Eiszeit lebte von der Jagd und allenfalls vom Sammeln wilder Früchte. Ohne diese Lebensweise wesentlich zu ändern, wuchs er durch die Jahrhunderttausende langsam heran – im Schatten einer Natur, in die er sich, entlassen aus dem Paradies unbewußter Instinktsicherheit, mit seinem erwachenden Verstande mühsam einzupassen hatte, in einer kargen Pflanzenwelt, die er noch in keiner Weise zu seinen Gunsten zu verändern, und in einer reichen Tierwelt, vor deren übermächtiger Vielzahl und Körperkraft er nur knapp sein Leben zu wahren vermochte. Längst kannte er das Feuer. Nur wenige Spuren seines geistigen und sozialen Lebens und nur seltene Reste seiner Geräte aus vergänglicheren Stoffen hat er hinterlassen; um so öfter aber finden wir die unverwüstlichen Werkzeuge, die er aus „Feuerstein“ geschlagen hat (noch nicht geschliffen), und die den eiszeitlichen Kulturen zu ihrem Namen der alten Steinzeit verholfen haben. Schon bevor in der jüngeren Altsteinzeit, während



Die Bocksteinschmiede (1935), Beispiel für die Ausgrabung einer ganz verschütteten Höhle

der letzten der bisherigen Eiszeiten, der Mensch von unsrer Art erschien, der *Homo sapiens*, der „weise“ . . . , und alsbald ausnahmslos das Feld beherrschte, hat es Menschen und bemerkenswerte Kulturen gegeben. Mit ihren unheimlichen Überaugenwülsten am niedrigen und langen, großen Schädel, den vorgebauten Kiefern ohne ausgeprägtes Kinn, der gebeugten Haltung des gedrungenen Leibes sind aus dieser alten Zeit vor allem Reste aus der Formengruppe der „Neanderthaler“ bekannt geworden, die aber eher als eine Abart denn als die Ahnenformen des modernen Menschen gelten müssen. Viel eher könnte der Schädel von Steinheim an der Murr, der berühmte „Steinheimer“, mit seinem etwas grazileren Bau den Typus einer solchen Ahnenform sowohl, als auch des Trägers einer altpaläolithischen Hochkultur repräsentieren, wie sie besonders schön im Lonetal sich fand. Ihre ungeschäftet benutzten Faustkeile und Spitzen, in jedem Sinn die „Spitzenleistung“ jener Zeit, waren spärlich schon am Vogelherd und zu Hunderten in der Meisterwerkstatt der Bocksteinschmiede vertreten, manchmal in vollendet symmetrischen, fein ausgeschafften Stücken, bisweilen in ausgeprägtem Linkshänderwerkzeug. Auch das erste aus dieser Zeit bekannte Schmuckstück oder Amulett – einen kleinen, durchlochtes Schwanzwir-



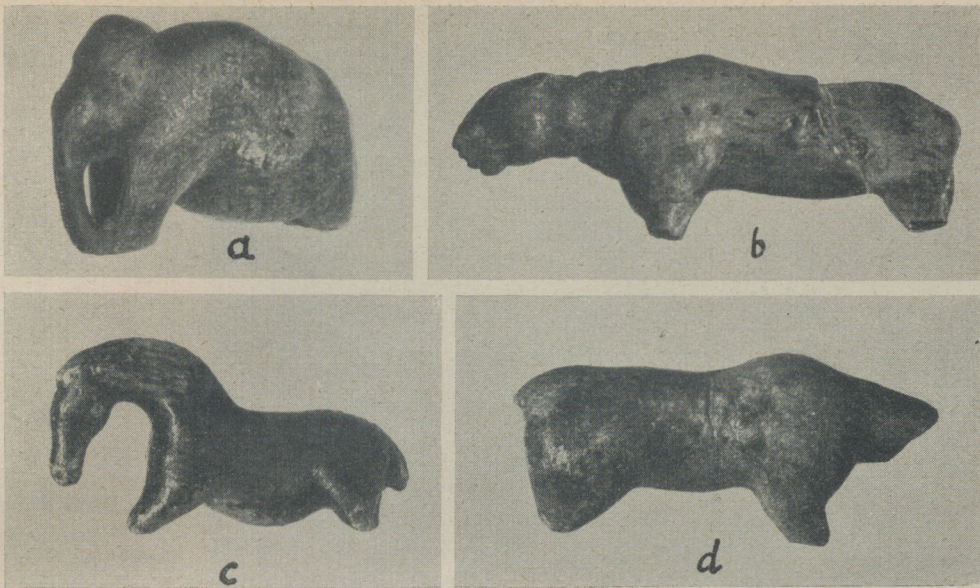
a Spitze, b „Anhängel“ (durchbohrter Schwanzwirbel), d Faustkeil aus dem „Micoquien“ der Bocksteinschmiede; c Klingenschaber, e knöcherne Pfeilspitze aus dem „Aurignacien“ vom Vogelherd

bel – lieferte die Kultur der Bocksteinschmiede (nach französischen Parallelen ein späteres „Acheuléen“ in der besonderen Form des „Micoquien“). In der Folge bestätigte sich auch hier die Erfahrung, daß jene Hochkulturen von einer sehr viel niedrigeren Kultur mit meistens liederlich und roh geschafftem Werkzeug überlagert werden. Leider sind – bis auf ein wenig aufschlußreiches Oberschenkelstück aus einer alten Spitzenkultur des Stadels – auch im Lonetal bisher die Menschenfunde nicht gehoben worden, die uns eine naheliegende Beziehung zwischen den menschlichen Körperformen und der Höhe ihrer Kulturen erkennen lassen könnten.

Eindeutig belegen aber die Lontalfunde den großen Schritt der körperlichen und kulturellen Weiterbildung, den die Menschheit in der nun folgenden Zeit, vor vielleicht schon 100 000 Jahren, mit dem Übergang zum *Homo sapiens* vollzog. Aus dieser jüngeren Altsteinzeit sind im Vogelherd überreiche Schmal-klingenkulturen des „Aurignacien“ erschlossen worden, die vorher u. a. reichlich in der alten Bockstein-

höhle, auch in der Bärenhöhle, und seither spärlich auch in der Bocksteingrotte und im Stadel sich gefunden haben. Trefflich geschaffte Schaber und Klingen aus eigens ausgesuchtem buntem Stein, knöcherne Werkzeuge und Waffen, jetzt auch die Fernwaffen der Pfeile und Harpunen, Schmuck, weither gesammelte Raritäten wie Liasammoniten und tertiäre Muscheln, ergeben das blühende Bild eines neuen Menschenschlages, und die Menschenknochen, die der Vogelherd uns schenkte, der eine Schädel vor allem in seiner klaren Schichtenlage, zeigen denn auch typisch alle Zeichen dieses neuen, des modernen Menschen. Die Knochen stammen wahrscheinlich, wie so oft auch anderwärts, aus einer Kannibalenmahlzeit. Was aber diese neuen Menschen ganz besonders kennzeichnet und weit über ihre Vorfahren und die meisten ihrer Nachfahren hinaushebt, ist die bildende Kunst, die „man“ damals so selbstverständlich geübt zu haben scheint wie die alltägliche Werkzeugherstellung. Eine Kunst, die uns, mindestens in Europa, so unvermittelt und so übergangslos hochentwickelt gegenübertritt wie der ganze *Homo sapiens* überhaupt – ein, nebenbei bemerkt, noch durchaus ungeklärter Vorgang. Zwar hat uns bisher keine Albhöhle irgendwelche Wandmalereien dieser Zeiten überliefert, wie die französischen und spanischen Höhlen; die Weißjurawände sind, und waren schon damals dafür ungeeignet. Aber am Vogelherd sind aus der reichen künstlerischen Hinterlassenschaft der Bewohner kleine, elfenbeingeschnittene Plastiken geborgen worden, deren Schönheit und Ausdruckskraft von den besten west- und osteuropäischen Funden kaum erreicht und nirgends übertroffen wird. Diese Plastiken, fast lauter Tiere, das melancholische Mammut, das unerwartet moderne Pferdchen, der herrlich gestraffte Panther, der Bison . . . , sind, fern von jedem Naturalismus der Darstellung, wirkliche „Bilder“ vom Wesen der abgebildeten Tiere. Bilder, die wohl auch im Banne magischer Jagdzaubervorstellungen entstanden sind, doch ohne daß dies ihren Kunstwert im geringsten schmälern könnte.

Die folgend jüngeren Schmal-klingenkulturen der jüngeren Altsteinzeit, der Rentierzeit des „Magdalénien“, sind im Lonetal an vielen Stellen vertreten – im Hohlenstein, am Vogelherd, am Bockstein und andernorts. Auch aus der problematischen, dem Spät-aurignacien angeschlossenen Kultur des „Solutréen“ konnte Riek in der Urspringer Höhle zwei schöne, typische Lorbeerblattspitzen bergen. Es fand sich aber bisher noch kein Platz, den man als so maßgebendes, schaffendes Zentrum dieser Phasen der



Elfenbeinplastiken aus dem „Aurignacien“ vom Vogelherd: a Mammut (Rüssel ergänzt), b Panther, c Pferd, d Hirsch (Ren)

menschlichen Kulturentwicklung ansehen dürfte, wie für die vorhergehende Zeit den Vogelherd und für die Faustkeilzeit die Bocksteinschmiede. Immerhin liegen schöne Belege für die nun besonders reichliche und sorgfältige Knochenbearbeitung vor, und der Stadel lieferte kurz vor dem Kriegausbruch noch zwei Holzperlen als bemerkenswerteste Fundstücke.

Mag der Großfundplatz für diese späten Altsteinzeitkulturen noch auftauchen oder nicht – sicher hat sich aus der weiterhin folgenden Zeit des schmelzenden Eises, vor 15-, 10-, 8000 Jahren bisher überhaupt noch keine eigentliche Niederlassung im Lonetal gezeigt. Um so eindrucklicher ist der Einzelfund der Kopfbestattung im Stadel. Mögen die Fischer und Jäger dieser ausklingenden Altsteinzeit gewohnt haben wo sie wollen, das gewaltige Höhlentor des Stadels hat sie angezogen, um einen Ritus zu vollziehen, den wir aus gleichen Zeiten lange schon vom Kaufertsberg und von der Ofnet kennen. An der Schwelle des Stadels lagen unmittelbar unter der mittelalterlichen Mauer, in einer engen Grube auf Steinpflastern in Rötelerde sorgsam beigesetzt, die abgeschnittenen Köpfe eines Mannes, einer Frau und eines kleinen Kindes, die Schädel der Erwachsenen mit einer Steinwaffe rechtshändig eingeschlagen, der Hals der Frau umgeben noch, als Kette offenbar, von einem Dutzend Zähne des „Frauenfisches“ Rutillus, der damals in der Donau noch gelebt zu haben

scheint. Ein bemalter Kiesel, bezeichnend für das „Azilien“ der letzten alten, oder der beginnenden mittleren Steinzeit, wurde als bisher einziger, möglicher Beleg für die Kultur der Akteure dieses schauerlichen Schauspiels schon vor Jahrzehnten im Stadel gefunden.

Schließlich hat auch die neue Steinzeit das Lonetal berührt, die Zeit der großen Wende der Kulturen vor 6000 oder 7000 Jahren. Anthropologisch spaltete sich die Menschheit jetzt immer deutlicher in vielfältige Formengruppen auf mit sehr verschiedenen Kulturen. Vor allem aber vollzog sich nun die grundlegende Wandlung der menschlichen Lebensweise und damit der kulturellen Lebensformen, die Wandlung zu der Neuzeit, die wir in unsrer Jugend noch wesentlich vorherrschen und erst im Laufe unsres kurzen Lebens – wiederum grundlegend – zur neuesten Zeit sich wandeln sahen. Noch nicht so sehr verändert ist mit der neuen Steinzeit die Technik der Bearbeitung von Stein und Knochen, die die feinsten Waffenspitzen aus geschlagenem Stein, und nun auch schön geschliffene Steinbeile und zierliche Knochennadeln gezeitigt hat. Aber jetzt lernt der Mensch dazu in Häusern und Dörfern zu siedeln; Tiere werden gezähmt und als Haustiere gehalten, Feldfrüchte ausgewählt, gezüchtet und angebaut. Die Natur wird nicht mehr weiter nur beherbt in ihrem Überfluß, den sie leicht entbehrt; sie



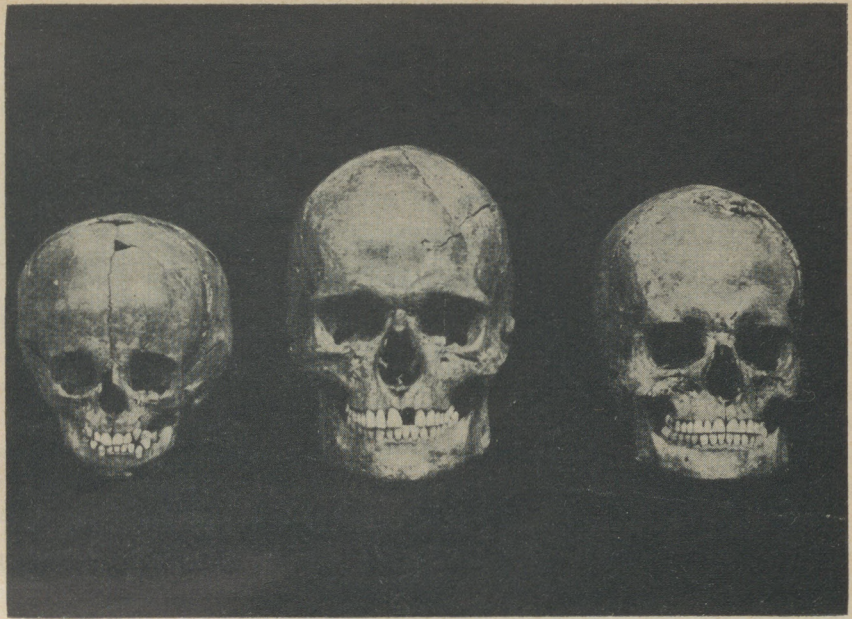
Die Kopfbestattung im Stadel während der Ausgrabung

wird verändert und geführt nach des Menschen Willen und Berechnung – der Weg zu allem „Fortschritt“, und zur Katastrophe, ist beschriftet. Noch ist sie fern; alle wesentlichen Handwerke erblühen, voran die Töpferei, die sich, bezeichnend für alle echte Kultur, im Zweckgebundenen nicht erschöpft, sondern im Formenspiel und Ornament die Freude des Lebendigen am Ausdruck offenbart. Die Siedlung zieht sich um die bebaubaren Felder zusammen, und die Jagd, seit dem Ende der Eiszeit fast ohne Großwild, ist seitdem nurmehr Nebensache oder Notwehr zum Schutz der Äcker und der Herden. Gewiß, fast jede Höhle, jedes Felsendach des Lontales birgt auch aus dieser Zeit die Spuren flüchtigen Aufenthaltes durchziehender Jäger; auch einige Tote wurden begraben in der schon fast zugewohnten Höhle am Vogelherd. Aber nur der Stadel wiederum enthielt die Reste einer intensiveren Besiedlung – im Blitzlicht allerdings eines dramatischen Ereignisses, das aus dem typisch Allgemeinen aller früheren Funde zum echt einmalig Geschichtlichen überleitet. Die Stadelhöhle, schon in der alten Steinzeit an ihrer Schwelle mit zyklischen Kalksteinbrocken verbarrikadiert, erhielt in der neuen Steinzeit eine Eingangspallissade, deren vierfache Pfostenreihe lückenlos in Bodenverfärbungen genau unter der mittelalterlichen Mauer zu erkennen war. „Bandkeramiker“ scheinen unter ihrem Schutz die Höhe

bewohnt zu haben. Wenn es eine letzte Zuflucht war, die sie hier suchten, so war sie trügerisch. Leute mit „Rössener“ Keramik sind es wohl gewesen, die diese Festung gebrochen und, wahrscheinlich zur selben Zeit, am Höhleneingang über 40 Menschen, fast nur Kinder und Jugendliche, geschlachtet und ihre Knochen in Stücke geschlagen haben. Vor der Höhle, vor allem aber in einer steinumhegten Grube hinter ihrem Eingang, sind diese Knochen zu Haufen gefunden worden, vermischt mit Resten von Pferden, Schweinen und Ziegen, mit Scherben und Feuersteinwaffen. Die Asche großer Feuer deckte den Ort des Grauens, und Rössener Leute haben dann offenbar noch einige Zeit in der Höhle gewohnt.

Auch später noch sind ab und zu die Menschen der frühen Metallzeiten an unseren alten Lontalhöhlen und -felsendächern gesessen und haben so gut das eine oder andere bronzene Gerät, Waffen- oder Schmuckstück liegen lassen, wie dann die Römer ein Schüsselchen aus Terra sigillata, ein mittelalterlicher Reiter seinen Speiß und einen Sporn, ein Wanderer der Neuzeit das Taschenmesser oder seine Tabakspfeife. Die Zentren des Lebens aber lagen längst abseits vom Lontal, und jeder Blick auf eine Karte des mittleren des unteren Talabschnittes zeigt die vielen Grabhügelfelder, Römersiedlungen, Keltschanzen dieser Zeiten, und sowieso die Dörfer der endgültigen alemannischen Besiedlung, auf den um-

Die Schädel  
der Kopfbestattung nach  
der Zusammensetzung:  
links: Kind,  
Mitte: Mann,  
rechts: Frau

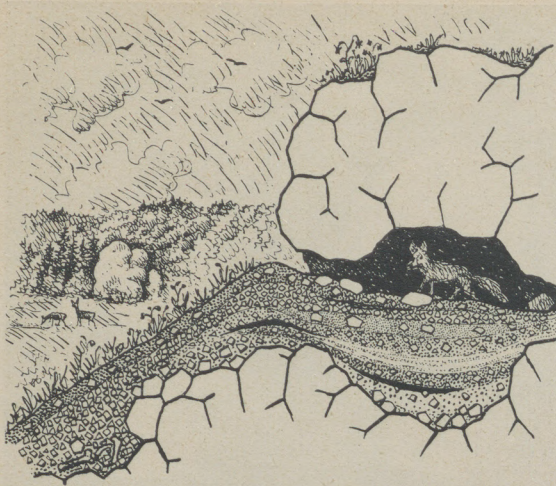


gebenden Höhen. Nurmehr gelegentlich berühren Geschichte und Kultur die Einsamkeit des Tales, das „große Welt“ gewesen war und vorerst nicht mehr werden wird.

Für das Geschichtsbewußtsein eines Volkes kann es nicht ohne Bedeutung sein, wenn es von noch so fernen Zeiten her die Folge der Kulturen seines Heimatbodens kernen lernt. Ganz besonders gilt dies für ein Land wie Schwaben. Denn seine Geschichte ist geradezu gekennzeichnet dadurch, daß zwar die „Früheren“ immer wieder von den „Späteren“ abgelöst wurden, daß sie aber immer auch zum Teil, die alte Art bewahrend, neben und mit ihren neuen Herren weiter im alten Gäu gelebt haben. Radikale Vorgänge, wie der Ausrottungskampf im Stadel, oder auch ältere Spuren von Mord und Totschlag und selbst Menschenfresserei, entsprachen Sitten und Gebräuchen, die zu ihrer Zeit weltweit verbreitet, kultisch bedingt und selbstverständlich waren. Sie sprechen nicht gegen die schwäbische Regel, die schon die Grundzüge unsrer Siedlungsgeschichte bestimmt haben mag — die Kontinuität ohne Brüche, den Wechsel unter Erhaltung der Überlieferung, den Umbau mit weitgehendem Einbau des vorher Bestehenden. Wir sind zwar weit entfernt von jedem wissenschaftlichen Beweis, daß auch nur aus den alten Metallzeiten, geschweige denn aus jungen und gar alten Steinzeiten noch unmittelbare Bindungen

zu uns herüberführen. Wer aber die ganze, anthropologische Vielgestaltigkeit der Lonetalumgebung kennenlernte, in jahrelanger Arbeit eng verbunden mit den Männern, die in glühendem Interesse und nicht nur um des Taglohns willen auf ihrem Posten die Forschung gefördert und in allen Phasen verfolgt haben — dem ist der Gedanke nicht fremd, daß hier auch irgendwie ältere und alte Zeiten noch lebendig sind. Und noch näher kann uns eine solche Vermutung liegen, wenn sich unter vielen noch umlaufenden Sagen des Lonetals (Keller 1944) die merkwürdige Warnung findet, es mögen sich die Kinder hüten vor dem Stadel, wo sie der Teufel hole. Ausgerechnet die Kinder, und ausgerechnet nur am Stadel. Wir erinnern uns, daß auch der Name der „Heidenschmiede“ in „Heidenheim“ um viele Jahrhunderte älter ist als der neuzeitlich wissenschaftliche Nachweis, daß hier wirklich „Heiden“ der alten und spätestens noch der mittleren Steinzeit ihre Steinwerkzeuge „geschmiedet“ haben<sup>1</sup>.

<sup>1</sup> Daß ein „Schmieden“, geschmeidig machen, eigentlich nur für die Metallbearbeitung gelten sollte und nicht für die Herstellung von Steinwerkzeug, konnte mich doch nicht abhalten, der Bocksteinschmiede ihren Namen zu geben — zur Kennzeichnung der dortigen Werkstatt überhaupt, und auch als Anklang an die nahe und verwandte Heidenschmiede.



Heutiges Bild einer verschütteten Höhle mit steinzeitlichen Kulturschichten (Schema). Oberhalb des hellen Lehms (in der Mitte) die Kulturschichten der jüngeren, unterhalb der älteren Altsteinzeit

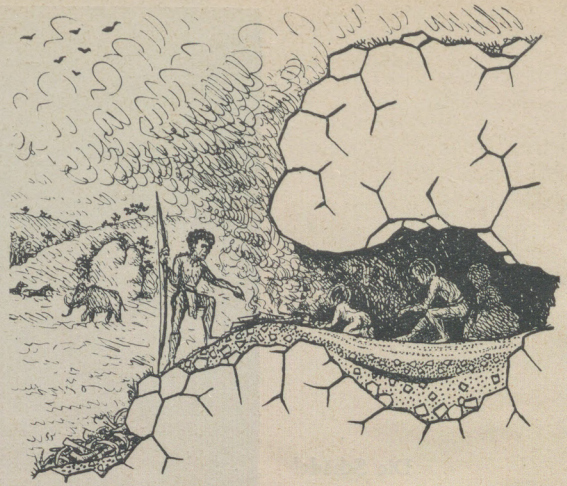


Bild derselben Höhle zur jüngeren Altsteinzeit („Aurignacien“). Unter dem hellen Lehm (oberste Schicht) die Kulturschichten der jüngeren Altsteinzeit

Die besondere wissenschaftliche Richtung und Bedeutung der Durchforschung des Lonetals liegt aber trotz allen hervorragenden Kultur- und Menschenfunden nicht so sehr in deren blendenden Einzeldokumenten, als vielmehr in der bescheideneren Verarbeitung aller noch so reichen oder noch so kümmerlichen Aufschlüsse zu einem stratigraphischen Zeitbild. Auch die scheinbar sichersten Regeln europäischer Kulturreihenfolge entbinden uns nicht von der wissenschaftlichen Verpflichtung, diese Folge an jedem Fundort neu zu prüfen auf Grund einer Zeitordnung, die unabhängig von den „Typen“ der Kulturen festliegt; denn die Kulturen könnten wandern, sind gewandert – mit den Menschen, die sie schufen und trugen, oder ohne volkmäßige Umschichtung in Übernahme oder Übertragung. Die Schichten sind es, die „Straten“, die uns in ihrer regelmäßigen Verschiedenheit ein Gerüst der „relativen“ Zeitenfolge liefern und zudem in ihrer einzelnen Zusammensetzung ein Bild von den „absoluten“ Klimaumständen ihrer Entstehungszeit vermitteln können – ergänzt durch die Kenntnis der zugehörigen Pflanzen und Tiere, die auf klimatische Veränderungen empfindlich reagierten und somit „Kältebilder“ und „Wärmebilder“ der Faunen und Floren hinterlassen mußten. So ist es für die Beurteilung der europäischen Kulturgeschichte wesentlich zu wissen, was

eine nur 20–30 cm dicke Lehmschicht geologisch bedeutet, die in den Profilen der Bocksteinschmiede, des Vogelherds, und angedeutet auch des Stadels erscheint. Kann dieser Lehm als Niederschlag der letzten Zwischeneiszeit angesehen werden, so sind die darunter liegenden Kulturen der älteren Altsteinzeit ungefähr gleich alt, eher älter, wie die entsprechenden ähnlichen Formen der westeuropäischen Kulturzentren. Ist dieser selbe Lehm aber nur in einer Zwischenschwankung der letzten Eiszeit selbst entstanden, so könnten jene Lonetalkulturen erheblich jünger sein als die entsprechenden französischen, und das Lonetal wäre vielleicht nur eine nachgeordnete Provinz, zu der sich erst sehr spät die anderwärts geschaffenen Kulturen durchgesprochen hätten. Wir wollen sorgsam die Gefahr einer voreingenommenen Begutachtung der Funde vermeiden, wie sie sich aus so zugespitzter Fragestellung ergeben möchte. Aber es soll uns auch nicht verborgen sein, welche tiefen Fundamente unsres Bilds von der Geschichte unsrer Welt, und welche tiefen Gründe des Gefühls zu unsrer schönen Heimat vom scheinbar nüchternsten Bereich der Sonderwissenschaften her berührt und angesprochen werden. Möge das Lonetal, das schöne, stille und geschützte, auch künftig noch auf unser Fragen manche gute Antwort geben dürfen.